



DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: „DÜSSELDORFER JONGES“
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
XI. JAHRGANG — 1942

OKT.—NOV.—DEZ. HEFT NR. 4



Die heilige Nacht

nach dem Gemälde von Fritz von Uhde

Von unseren deutschen Weihnachtsliedern

Der Adventskranz brennt allmählich zu Ende, und es geht ein eigen Raunen durch die Welt. Lieblos peitscht der kalte Nordost die ziehenden Wetterwolken, fingert der Frost an das bleiche Tuch, das die müde gewordene Erde in den Schlaf nahm. Das Licht verlöscht, und die Finsternis beängstigt. Die düstere Zeit zieht wieder herauf, die Nacht des Heidentums. Und die kalt gewordene Natur ist die rechte Adventspredigerin. Sie mahnt zur Einkehr. Eng beisammen sitzen sie an den Adventsabenden, wenn draußen in maßloser Pracht der Schnee herunterkommt, und es im Eise kracht. Sie erzählen sich von der Heiligen Nacht, die kommen wird, und in banger Stunden singt es und klagt es aus Kinder- und Ahnenmund:

„Tauet Himmel den Gerechten,
Wolken regnet ihn herab...“

Die Sehnsucht zieht durch die deutsche Seele! Der Glaube an das Schöne ist wieder stark geworden in unserem Lande. In den Sternen, die über uns leuchten, wohnen die Tugenden, und wir holen sie herunter und bringen sie in unsere Häuser.

„Es naht, es naht die leuchtende Pracht.“
Und je näher wir der Feier der Geburt des Lichtes kommen, um so beharrlicher werden wir in dem Gedanken des gegenseitigen Verstehens, Gebens und Nehmens. Alle schönen Sitten um Weihnachten leben Jahr für Jahr wieder auf, erfreuen immer wieder Generation um Generation. Die alten, liebvertrauten Lieder klingen auf in ihrer eigenen Zartheit, erdacht und gesungen in der Sprache und Weise des Volkes. Durch die vielen Jahre hindurch künden sie ihre anspruchslose Innig- und Sinnigkeit, und in aller Herzen haben sie sich eingesungen.

Von vielen wissen wir weder den Verfasser des Gedichtes noch den Komponisten des Liedes; als Volksweisen gingen sie in den ungeschriebenen Liederschatz der Deutschen ein.

Der unvergeßliche Maler-Dichter Robert Reinick dichtete:

Die Nacht vor dem heiligen Abend,
Da liegen die Kinder im Traum.
Sie träumen von schönen Sachen
Und von dem Weihnachtsbaum.

Und während sie schlafen und träumen,
Wird es am Himmel klar,
Und durch den Himmel fliegen
Drei Englein wunderbar.

Sie tragen ein holdes Kindlein,
Das ist der heilige Christ,
Es ist so lieb und freundlich,
Wie keins auf Erden ist.

Heut' schlafen noch die Kinder
Und seh'n es nur im Traum;
Doch morgen tanzen und springen
Sie um den Weihnachtsbaum.

Den strahlenden Tannenbaum brachte erst das 17. Jahrhundert. Vorher war es die Birke! Aber alles Geblüt und Geblüm stirbt und vergeht, wenn draußen die klirrenden Eiswinde heulen; nur die Tanne bleibt:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du tust mir sehr gefallen!
Wie oft hat nicht zur Winterszeit,
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will mich was lehren:
Die Hoffnung und Beständigkeit
Gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit!

Dieses Lob sang dem Tannenbaum der Doktor der Philosophie und Lehrer der Theologie E. Anschütz, der, 81jährig, einige Tage vor dem Christfest, an dem so oft und überall sein Lied gesungen wurde, 1861 in Leipzig heimging. Die Melodie soll G. Eisenbach geschrieben haben, doch findet man in den Liederbüchern immer nur die Bemerkung: Volksweise. Die froheste Kinderseligkeit spricht aus dem entzückenden Christliedchen:

Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen
ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Daß es treu mich leite
An der lieben Hand.

Es dichtete in seiner lebenswürdigen Lyrik der berühmte Wilhelm Hey, weiland Superintendent von Ichershausen im Gothaischen

(1789—1854). Von seiner Muse zeugen noch viele Kindergedichte, Perlen der deutschen Poesie. Wer kennt denn nicht sein beseligendes „Weißt du wieviel Sternlein stehen...“ Das Weihnachtslied vertonte in feinsinniger Weise C. H. Rink (1770—1841). Eine weit weniger bekannte Melodie schrieb der Tübinger Liederkomponist Friedrich Silcher.

Neben dem Christkind taucht schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Weihnachtsmann auf. „Man kann sich schlechterdings kaum etwas Geistloseres vorstellen als diesen Weihnachtsmann; eine Gestalt, von der niemand weiß, was sie eigentlich darstellen soll, und wo sie herkommt...“ Dennoch dichtete kein Geringerer als Hoffmann von Fallersleben:

Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit seinen Gaben,
Trommel, Pfeifen und Gewehr,
Fahn' und Säbel und noch mehr;
Ja, ein ganzes Kriegesheer
Möcht ich gerne haben.

Die Melodie ist einer französischen Ariette nachempfunden.

Daß der Weihnachtsmann die glückhafte Gestalt des Christkindchens nie ersetzen kann und wird, darf wohl keine Frage sein. Wie sonnig zu Herzen gehend sang der rühmliche Jugendschriftsteller aus Dinkelsbühl, Christoph von Schmid (1768—1854):

Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall.
Und seht, was in dieser holdseligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht.

O seht in der Krippe, im nächtlichen Stall,
Seht hier bei des Lichtleins hellglänzendem Strahl,
In reinlichen Windeln das himmlische Kind,
Viel schöner und holder, als Engel es sind.

Da liegt es — ach Kinder, auf Heu und auf Stroh!
Maria und Joseph betrachten es froh;
Die redlichen Hirten knien betend davor,
Hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

O beugt, wie die Hirten, anbetend das Knie;
Erhebet die Händlein und danket wie sie!
Stimmt freudig, ihr Kinder — wer sollt' sich nicht
freu'n? —

Stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!

Das ist die weihnachtliche Sprache aus dem Kinderland! Und wie der Rhythmus der Worte, so auch der der Melodie. Johann Peter Schulz aus dem Lüneburgischen hat sie geschrieben. Lange schon ist sein Name vergessen, aber die Töne, die er für die Weihenacht aneinanderreichte, klingen immer noch denselben feierlichen Akkord.

Die reinste Weihnachtsstimmung atmet das unvergängliche Lied von Doktor Martin Luther:

Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring' Euch gute, neue Mär,
Der guten Mär bring' ich soviel,
Davon ich sing'n und sagen will,

Euch ist ein Kindlein heut' geboren
Von einer Jungfrau auserkorn.
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll Euer Freud' und Wonne sein.

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn;
Des freuen sich der Engel Schar,
Und singen uns solch neues Jahr.

Der Komponist dieses Liedes ist uns heute leider unbekannt.

Aus der Feder des kraftvollen Freiheitsdichters Ernst Moritz Arndt kommt das kostbare Gedicht:

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen weis' und rein
Und rechte Kinder Gottes sein!

Du Licht, vom lieben Gott gesandt
In unser dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelsschein,
Damit wir sollen himmlisch sein!

Du lieber, heil'ger, frommer Christ,
Weil heute dein Geburtstag ist,
Drum ist auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit.

Die Komposition erdachte Gottlob Siegert (1781—1868).

Aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt das schöne Kölner Weihnachtslied:

Zu Bethlehem geboren
Ist uns ein Kindelein.
Das hab' ich auserkoren,
Sein eigen will ich sein.
Eja, eja . . .

In seine Lieb' versenken
Will ich mich ganz hinab;
Mein Herz will ich ihm schenken
Und alles, was ich hab'.
Eja, eja . . .

O Kindelein von Herzen
Will ich dich lieben sehr,
In Freuden und in Schmerzen,
Je länger, mehr und mehr.
Eja, eja . . .

Weder der Verfasser noch der Komponist sind uns heute noch bekannt. Vielleicht ersann es eine feine Seele in einer stillen Nacht und sang es in das Dunkel hinaus. Daherziehendes Volk und Kriegsknechte nahmen es auf und trugen es ins Volk hinein. So ist es uns erhalten geblieben.

Das älteste Weihnachtslied, das an Inhalt und Stimmung wohl kaum zu übertreffen ist, ist das wundervolle:

Es ist ein Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart.
Wie uns die Alten sunen:
Aus Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter;
Wohl zu der halben Nacht.

Das Röslein, das ich meine,
Davon Jesaias sagt;
Maria ist's, die Reine
Die uns das Blümlein bracht.
Aus Gottes ew'gem Rat
Hat sie das Kind geboren,
Und blieb doch reine Magd...

Auch hier weiß kein Geschichtsforscher und -schreiber, wo es herkommt.

Der heute schon längst vergessene Johannes Daniel Falk, Freund Goethes und Schillers, geboren am 28. Oktober 1768 in Danzig, gestorben am 14. Februar 1826 in Weimar, schenkte uns das fast zu einem Volkslied gewordene Weihnachtsgedicht:

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren, Christ ist geboren,
Freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen, uns zu versöhnen,
Freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmlische Chöre, jauchzen dir Ehre,
Freue dich, o Christenheit!

Leicht beschwingt und echt deutsch ist es, ganz wie Falk es in seinem Charakter war. Seine Melodie hat das Gedicht aus dem Sizilianischen „O sanctissimum“ übernommen.

Der glückhafte Hermann Kletke dichtete für uns das reizende Liedchen:

Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,
Wie glänzt er festlich, hell und mild,
Als spräch' er: Wollt in mir erkennen
Getreuer Hoffnung edles Bild!

Gesungen wird es nach der Melodie eines bekannten Volksliedes.

Von ewigem Zauber umflossen und von tiefster Innigkeit ist das Lied:

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh'.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht;
Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah:
Christ der Retter ist da!

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund',
Christ in deiner Geburt!

Der katholische Pfarrer Joseph Mohr (1792 bis 1848) hatte dieses heiligmäßige Gedicht auf einen Zettel geschrieben. Dann huschte er durch die dunklen Treppengänge zur alten Kirchenorgel, an der der aus Unterweizberg am Inn stammende Organist und Komponist Franz Xaver Gruber saß. Und der Pfarrer schob ihm den mit dem deutschen Gebet beschriebenen Zettel zu. Jener las, sein Herz wurde weit, heller wurde es auf der Orgelbühne, wo vordem das Licht einer schwelenden Kerze sich ringend durch die Finsternis fraß... Und wieder las der Komponist... Stille Nacht, heilige Nacht... Dann schlug er die Tasten, die Saiten klangen, und höher schwoll und quoll es... Da wurde die Melodie geboren, geboren wie der heilige Christtag selber...





Der Weihnachtsbaum
nach der Radierung von Ludwig Richter.

Weihnachten bei Kurfürst Johann Wilhelm im Düsseldorfer Schloss

„Les Hönninghausen“, sagte der Kurfürst wohlgelaunt zu seiner Gemahlin, als er am Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages Anno 1715 in deren Gemach beim schimmernden Licht der Wandleuchter und des fünfarmigen Kronleuchters saß, „les Hönninghausen étaient toujours du dernier bien avec nos ancêtres.“

Er wiederholte die Worte auf deutsch, wobei er die gute Christiane Hönninghaus, die Erste Kammerfrau seiner durchlauchtigen Gemahlin, mit einem lächelnden Blick seiner blauen Augen streifte: „Sie waren immer so vertraut und eng verbunden mit Unsern Vorfahren, daß sie gewissermaßen zum Inventarium Unseres Hofes gehören, die Hönninghausen. Euer Liebden erlauben daher wohl, daß Ihre Kammerfrau zugegen bleibt, wenn ich von jenem Weihnachtsfest erzähle, das ich vor nunmehr vierzig Jahren in Rom verlebte.“

Die durchlauchtigste Herrin der Ersten Kammerfrau, die ihr fast eine Freundin geworden war in all den Jahren — es waren schon weit über zwanzig, seitdem Christiane der Kurfürstin mit Ergebenheit und Liebe diente (und der Kurfürst hätte übrigens gar nicht deutsch zu sprechen brauchen, denn die Erste Kammerfrau sprach französisch, wie auch italienisch) —, die Kurfürstin also nickte ihr lächelnd zu und wies auf ein Taburett in der tiefen Fensternische, daß sie sich dort niederlassen möge. Christiane Hönninghaus war ganz verwirrt, um nicht zu sagen verdattert über diese hohe Ehre, fast wäre ihr das schwere silberne Tablett mit dem feinen holländischen Gebäck und florentinischen Feigen aus den Händen gefallen, das sie gerade dem Kurfürsten dargeboten hatte. Er merkte ihre Verwirrung wohl und strahlte sie mit seinen hellen Augen, die trotz seinen siebenundfünfzig Jahren immer noch gern in Humor und Lebenslust schimmerten, so fröhlich an, daß sie sich faßte, sich leise auf dem Polsterstuhl vor den gelbseidenen Vorhängen niederließ und lauschte.

Der Kurfürst schob den schweren roten Samtmantel mit Hermelinbesatz etwas beiseite und lehnte sich in den hohen, goldgeschnitzten

Sessel zurück. Gewiß — seine Augen strahlten noch, aber sein Antlitz war nicht mehr so frisch wie früher. Seit jenem Unglückstag anno 1711, wo er zu Schwetzingen von einer schweren Krankheit befallen worden war, weil er sich als Verweser des Reiches bei den Vorbereitungen zur Frankfurter Kaiserwahl seines hohen Neffen Kaiser Karls VI. allzu sehr überanstrengt hatte, — seitdem war seine Gesundheit erschüttert, war das Rot seiner Wangen langsam einem gelblichen Farbton gewichen, dunkle Schatten lagen in seinen Augenhöhlen, und eine leichte körperliche Unbeholfenheit war an die Stelle seiner früheren Beweglichkeit getreten. Doch war seine Erscheinung immer noch würdevoll, und trotzdem er von kleiner Gestalt war, machte er einen imponierenden Eindruck, wenn er, wie an dem heutigen hohen Festtage, in glänzende Gewänder gehüllt war und die mächtige graue Allongeperücke von seiner hohen Stirn in reichen Locken über die Schultern auf die Brust herabfiel, auf der an einer dünnen Kette aus Lapislazuli das zierliche Goldene Vließ hing, unter dem sich das mohnrote Band des Hubertusordens über die Brust zog und das weißgoldene Großkreuz trug, das auf der rechten Hüfte schimmerte.

Die Kurfürstin ließ ihre großen, dunklen Augen mit liebevoller Besorglichkeit über den Gemahl gleiten, wollte es ihn aber nicht merken lassen, und darum lächelte ihr Mund mit den vollen roten Lippen ihm aufmunternd zu. Und wie sie ihn mit Aug und Herz umfaßte, so ruhte auch sein Blick mit herzlicher Freundschaft auf ihr. Er freute sich seiner treuen Lebensgefährtin stets von Herzen in den wenigen Stunden, die er zwischen Regierungsgeschäften, Repräsentationspflichten und seinem außerordentlich großen Briefwechsel mit den Höfen der ganzen Welt widmen konnte, freute sich an ihrem verständnisvollen Eingehen auf das Wenige, was er ihr von seinen Sorgen anvertrauen konnte, freute sich ihrer klugen Gedanken, der hohen künstlerischen Gefühle, die sie mit ihm teilte. Ihre schlanke Gestalt war umschlossen von einem wunderbaren weißseidenen und reich mit Gold ge-

stickten Gewand, um das sich ein mattblauer Samtmantel in schweren Falten bauschte. Aus der engen Korsage quollen herrliche flandrische Spitzen in üppiger Fülle hervor und erhöhten die Schönheit und die edlen Linien des schlanken Halses, der den zierlichen Kopf trug mit dem ungeheuer reichen, natürlichen, tiefschwarzen Haar. Wundervolles Edelgestein blitzte aus der hochgetürmten Frisur „monteau-ciel“, einem Meisterwerk der Christiane Hönninghaus. Eine handflächengroße Agraffe von dunklen Steinen schloß die Korsage ab, von der als köstlichste aller Pretiosen die schwarz-weiße „Pfälzer-Perle“ herabtropfte.

Der Kurfürst griff nach der fein ziselirten silbernen Tasse, nahm einen Schluck Schokolade und begann zu erzählen:

„Ich war, von Loretto kommend, am 27. November anno 1675 mit meinem Gefolge in der heiligen Stadt Rom eingetroffen, hatte im Palast der Familie Spada, der Euer Liebden ja wohl bekannt ist, Wohnung genommen und war dann, nachdem ich meinem Herrn Oheim, dem Kardinal von Hessen, und ihrer Hoheit, der Königin Christine von Schweden, meine Aufwartung gemacht hatte, am zweiten Tage nach meiner Ankunft vom heiligen Vater, Papst Clemens X., in feierlicher Audienz empfangen worden. Huldvoll hob der Papst mich auf, nachdem ich ihm den Schuh geküßt, und unterhielt sich lange Zeit mit mir, der ich damals doch nur ein junges Pfalzgräflein aus Düsseldorf von noch nicht 18 Jahren war! Von all den Kirchenfürsten und Gesandten und sonstigen hohen und Standespersonen, die ich in Rom kennen lernte, hat mir aber keiner eine so große Freude gemacht wie unser guter alter Ritter Mocchi, mein und meiner Brüder Hofmeister, der Kapellmeister meines hochseligen Herrn Vaters. Mocchi hielt sich damals gerade mit Urlaub meines Herrn Vaters in seiner Vaterstadt Marino in den Albanerbergen auf. Da kam er nun, als er meine Ankunft in Rom vernahm, aus seinem Bergnest herabgeeilt und stand mit Tränen der Freude in den Augen vor mir in meinem Kabinett. Ich warf mich ihm an den Hals, dem guten Onkel Mocchi, wie wir Jungens ihn nannten, wenn seine Durchlaucht, unser Vater, nicht zugegen war, und weinte auch Freudenstränen. Und dann ging's ans Erzählen, erzählen und kein Ende! Und dann schwelgten wir in Musik! Natürlich kannte Mocchi, der Freund des berühmten Carissimi, alles, was in Rom Musik machte und liebte. Und so war es denn

kein Wunder, daß wir am Weihnachtsfeste, das mit einer Fülle von ausgezeichneten kirchlichen Feierlichkeiten und vor allem mit der Aufführung herrlicher Oratorien begangen wurde, die von unzähligen schimmernden Kerzen erleuchtete Kirche S. Appolinare besuchten, in der Carissimi — er war ein Jahr zuvor gestorben — Kapellmeister gewesen war. Und da, Euer Liebden, hörte ich einen Sopran-sänger, dessen Stimme mir die eines Engels vom Himmel, des Engels der frohen Botschaft zu sein schien. Ich konnte mich von diesem Gesange kaum trennen, und immer wieder kehrten wir in dieser Kirche ein, um den Sopranisten zu hören. Das war es, was der gute Ritter Mocchi gewollt hatte. Sein sehnstüchtigster Wunsch war, diesen Sopranisten, den er für den besten Roms hielt, für die Hofkapelle meines Herrn Vaters in Neuburg und in Düsseldorf zu gewinnen. Und, so hatte er sich ausgedacht, wenn ich ebenso hingerissen von dem Künstler wäre, was ihm ganz selbstverständlich erschien, so würde es unseren vereinten Kräften wohl gelingen, Seine fürstliche Durchlaucht, meinen Herrn Vater, zu bewegen, den Giovanni Capello, nach seiner Vaterstadt „Forli“ genannt, in Dienst zu nehmen. Und da ich nun in der Tat mich geradezu verliebt hatte in die Stimme und die Kunst des Sängers, so schrieb der gute Onkel Mocchi an meinen Vater, schrieb einen Brief nach dem anderen: Ich sei ganz hingerissen von einem Sänger, den ich in S. Appolinare gehört — der Herr Prinz habe ihn Weihnachten immer wieder hören wollen — der Herr Prinz Johann Wilhelm höre ihn so gern, daß er, so oft er zu Oratorien ginge, frage, ob Forli dort singe, — und er selbst, Mocchi, wisse auch wirklich in und außer Rom keinen, der ihn übertreffe, usw.

Und endlich kommt ein Brief von Seiner Durchlaucht, meinem Herrn Vater, bei Mocchi an: „..... was den Sopran betrifft, den Unser Sohn in S. Appolinare hat singen hören... so wißt Ihr, Wir sind ein Liebhaber von dergleichen. Aber die Ausgaben wachsen, das Land kommt immer mehr herab, man muß sich einschränken. Wenn aber jener Sopranist sich mit mäßigem Gehalt begnügt und Unser Sohn einen Narren an ihm gefressen hat, so bringt ihn mit Euch — —!“

Wir fielen uns mit einem einzigen Freuden-schrei in die Arme! Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht, in diesem Falle ohne Forli. Denn der wußte, was er wert war, und war keiner von denen, die sich mit einem

„mäßigen Gehalt begnügen“ wollten. Nun ging das Handeln und Feilschen los zwischen Mocchi und Forli. Mein guter Hofmeister malt ihm alles in herrlichsten Farben — der Sänger weicht nicht von seiner Forderung. Sogar, daß Seine Durchlaucht ihn besonders gnädig behandeln und auf die Jagd nach Bensberg mitnehmen wolle, zieht nicht, er versteift sich auf seine 60 Scudi monatlich. Schließlich verpflichtet sich Mocchi, ihm aus seinem eigenen Vermögen die fehlende Summe zu geben; da sagt er, er wolle nichts vom Ritter Mocchi haben, sondern nur vom Herzog von Neuburg. Mocchi ist außer sich, aber schließlich willigt mein Herr Vater ein, Forli kommt nach Düsseldorf und singt zum erstenmal während des heiligen Abendmahls in der Schloßkapelle vor meinem Herrn Vater. Und der Kurfürst ist hingerissen, hingerissen wie wir es waren, als wir ihn zum erstenmal Weihnachten unter den tausend Kerzen der Kirche S. Appolinare hatten singen hören. Das war mein Weihnachtsfest in Rom vor vierzig Jahren“, schloß der Kurfürst.

„Und was ist aus dem Sänger weiter geworden?“ fragte die Kurfürstin.

„Viel könnte ich noch erzählen, aber ich glaube, es ist Zeit, zum Konzert zu gehen. Doch er hat uns nicht enttäuscht, der Forli. Der hochselige Kurfürst, mein Herr Vater, hat ihn oft nach Benrath und auf die Jagd nach Bensberg mitgenommen, um mit ihm in der ländlichen Stille eifrig Kammermusik zu treiben, und unserm guten Mocchi huschte jedesmal, wenn er hier in Düsseldorf oder in Neuburg Zeuge von der Begeisterung des Herrn Kurfürsten für den Sänger war, ein Schimmer seliger Verklärung über sein schmales, edles, aber kränkliches Antlitz. Ach, Mocchi starb zu früh für uns alle in seinem italienischen Bergnest, herzlich, ehrlich betrauert von allen, die ihn kannten und liebten — und alle liebten ihn, die ihn kannten!“

Der Kurfürst schwieg und blickte mit träumenden Augen in vergangene Fernen.

Der Wind, der um die dicken Mauern des alten niederrheinischen Herzogschlosses fegte, warf das naßkalte Gemisch von Regen und Schnee über den Rhein klatschend gegen die hohen Fenster und trug auf seinen triefenden Schwingen dunkle Schläge mit daher: Die Glocke der Stiftskirche St. Lambertus sagte halbverweht die Stunde an: Vier Uhr! Gleich fiel die Stundenglocke vom runden Schloßturme mit blechernem Ton ein und bestätigte schwät-

zerisch, daß auch nach ihrer Ansicht dem so sei, und die köstliche, zierliche goldgeschmiedete Stutzuhr auf dem Marmorkamin, dessen glühende Scheite aufleuchtend in sich zusammensanken, wiederholte die Botschaft, daß es vier Uhr sei, mit silberner Glockenstimme und sang darauf noch leise eine liebliche Melodie durch den hohen, feierlichen Raum.

Der Kurfürst blickte wie aus einem schönen Traume auf: „Es wird bald Zeit sein, sich zum Konzerte zu begeben, Euer Liebden.“

Die Kurfürstin nickte Christiane zu, die noch in sich versunken still in der tiefen Fensternische saß, und deutete mit den großen, sprechenden Augen zur hohen Flügeltür hin. Die Kammerfrau verstand den Blick, erhob sich schnell, verbeugte sich tief vor dem Fürstenpaar, schritt eilfertig mit leisem Fuß über den schweren Teppich zur Tür hin und öffnete sie auf einen handbreiten Spalt. Sogleich wurden die beiden hohen Flügel von außen durch Lakaien ganz geöffnet, und während Christiane in die halbdunkle Tiefe des Gemaches zurücktrat, glühte und blühte im Rahmen des Türausschnittes ein Bild im mildwarmen Lichte vieler, vieler Kerzen an den Wänden und von den Leuchtern der Decke auf, ein unerhört schönes Bild prächtiger Farben in allen Nuancen.

Denn in der Antichambre der Kurfürsten harrte bereits die ganze Suite: Die Hofdamen der Kurfürstin und die Kammerherren des Kurfürsten, alle in den reichsten und buntesten Galagewändern. Während die Damen den spanischen Knicks, die „*révérence de l'Electrice*“ machten, d. h. in graziösester Weise zugleich mit dem Kopf und den Knien grüßten, in vollendeter Haltung an ihrer Spitze die Oberhofmeisterin, und die Herren unter Leitung des Obersten Kammerherrn sich tief vor dem Fürstenpaar verneigten, trat der Oberhofmeister, Graf Diemanstein, aus dem Vorzimmer einige Schritte weit in das kurfürstliche Gemach, erhob den goldenen Stab, dessen Spitze mit dem kurfürstlichen Wappen geschmückt war, und sprach mit wohl lautender tiefer Stimme, während er abermals eine Verbeugung machte: „Euer kurfürstlichen Durchläuchtigkeiten in tiefster Ehrfurcht zu vermelden: Das gnädigst befohlene Konzert ist im Rittersaal bereitet. Euer Durchläuchtigkeit Hoforchester und Kammermusici, sowie Solisten, sind Hochdero gnädigster Befehle submittest gewärtig.“

Ehre sey Gott in der Höhe
Friede auf Erden.



Weihnachtsabend
nach der Radierung von Ludwig Richter.

Der Kurfürst nickte und bedeckte sein Haupt mit dem großen schwarzen Samthut, über dessen Rand weißer Schwänenflaum quoll, erhob sich jedoch nicht, sondern erwartete einen schlanken, schwarzgekleideten Herrn, der, ein weißes Blatt in der Hand, sich ihm ehrfurchtsvoll nahte — der Geheimsekretär des Kurfürsten, Giorgio Maria Raparini, ein Mann von hoher Bildung, vielerlei Fähigkeiten und reichem Wissen, höchster Beamter des Geheimen Kabinetts, Dichter und Künstler in einer Person, daher er von dem Kurfürsten fast wie ein Freund geschätzt wurde.

Johann Wilhelm nahm das mit der fliegenden Handschrift Raparinis bedeckte Blatt mit einem freundlichen Blick und der Frage entgegen: „Du bringst den Prospektus des Konzertes?“, was Raparini sich verbeugend bejahte.

Der Kurfürst las, während tiefes Schweigen im Kabinett und im Vorraum herrschte, aufmerksam das Blatt und teilte seiner hohen Gemahlin mit kurzen Worten einige Punkte des Programmes mit, wobei er zuweilen beifällig nickte.

„Wir werden jenes Concerto grosso von Corelli hören: Euer Liebden wissen, es erklingen darin die süßen italienischen Hirtenmelodien der heiligen Nacht, wie sie in diesen Weihnachtstagen in Euer Liebden Heimat Florenz, in Rom, in Neapel, in ganz Italien vor den herrlichen Krippen in den lichtschemmenden Kirchen und auf allen Straßen erschallen.“ Die Kurfürstin nickte, ein leises, sehnsüchtiges Lächeln spielte um ihren üppigen Mund. Der Kurfürst las weiter: „Wir werden von unserem Schenck natürlich Gamba und Cembalo hören, von Pietragrua ein Kammerduett, von dem großen Händel, unserem Freunde, wird ein Cembalosolo zu Gehör gebracht werden, ah, und von meinem geliebten Steffani die Ouvertüre zur Oper „Amor vien dal destino“, dann noch eine Cantate von Wilderer, Singstimme mit Orchester und Continuo, und dann als Letztes — —“ Der Kurfürst hielt inne, seine Wangen färbten sich rot, er blickte erstaunt zur Kurfürstin, fragend, lächelnd, verstehend: „— — als letztes Werk werden wir hören die köstlichste Weihnachtskantate, die ich kenne, das lieblichste Werk unseres guten, lieben Ritters Mocchi!“

Die Kurfürstin lächelte, und eine zarte Röte stieg ihr in die Wangen, als sie leise zu Johann Wilhelm sagte: „Es ist mein Fest-

geschenk für Euer Liebden, worauf ich mich lange gefreut habe. Ich weiß ja, wie sehr Euer Durchläuchtigkeit Mocchis Musik lieben.“

Der Kurfürst sagte mit herzlicher und inniger Wärme: „Ich danke Euer Liebden von ganzem Herzen, Sie haben mir damit eine große Freude bereitet. Oh, ich kenne dieses süße Weihnachtslied unseres guten alten Mocchi noch sehr wohl aus meiner Jugend: „Kommt all herzu ihr Engelein, kommt helft mir wiegen mein Kindelein“, — er sann nach und fand, in sich hineindenkend und alte Erinnerungen zusammensuchend, noch einige Worte: „— — O Jesulein zart — — wie liegst du so hart — — ach, schlaf, gib uns die ewige Ruh — —!“

Es war ganz stille in beiden Räumen. Die Kurfürstin war voll erfüllt mit seligem Glück, da sie sah, wie groß die Freude war, die sie ihrem Gatten zu dieser Weihnacht gemacht.

Der Kurfürst sagte mit leiser, zitternder Stimme zu ihr: „Mocchi hat es vor mehr als vierzig Jahren für uns Kinder komponiert, und wir haben es zur heiligen Weihnacht unsern hohen Eltern vorgespielt und vorgesungen. Wie fern liegt das! Wie fern die Jugend! — Wie kamen Euer Liebden zu diesen Worten und Noten?“

Die Kurfürstin lächelte leis: „Ich habe durch Euer Liebden Geheimsekretär in Neuburg an der Donau nachforschen lassen nach Noten des Ritters von Mocchi, da wurden diese gefunden, ich ließ sie abschreiben, um sie zu unserem Weihnachtskonzert wiederaufklingen zu lassen.“ Der Kurfürst neigte seinen Kopf zu ihr hin und sprach nur drei Worte: „Ich danke Euch!“

Dann erhob er sich, lüftete leicht seinen Hut, bot der Kurfürstin den linken Arm, je zwei Pagen traten hinter das Paar, um Schleppe und Mantel zu tragen, zwölf Pagen mit Windleuchtern stellten sich vor der Tür der Antichambre auf, der Oberhofmeister schritt hinter ihnen her, dem Kurfürstenpaar voraus, und der feierliche cortege setzte sich in Bewegung. Das kurfürstliche Paar schritt durch das Spalier der sich tief verneigenden Hofdamen und Kammerherrn und durch die Flucht der Gemächer, in denen die übrige Hofgesellschaft, die Hubertusritter, die geladenen Gäste, der niederrheinische und jülichische Adel, die hohen Beamten nach dem Passieren des Kurfürstenpaares sich jeweils dem Zuge anschlossen, um mit zum Rittersaale zu gehen.

Das Vorzimmer war leer geworden. Lakaien in blauweißer Livrée löschten die Kerzen, um nur einige Windleuchter brennen zu lassen, denn das Konzert würde wohl einige Stunden dauern. Christiane Hönninghaus war im Kabinett der Kurfürstin zurückgeblieben und räumte die silbernen Tassen von dem spiegelnden Marmor des zierlichen Tischchens weg, an dem das Kurfürstenpaar seine stille Plauderstunde gehalten.

Sie war glücklich. „Ja, sagte sie zu sich, Seine Durchlaucht haben Recht, wir Hönninghausen gehören zu den Fürsten von Berg und Jülich seit hunderten von Jahren. Schon bei den alten Herzögen war ein Hönninghaus treuer Diener durch lange Jahre, und so ist es geblieben bis auf mich. Und was den Forli angeht, so weiß ich noch, daß er wohl an die fünfzehn, sechzehn Jahre hier seine herrliche Stimme erschallen ließ, und daß er dann wieder nach Italien zurückkehrte, wo er längst, längst in seiner Vaterstadt gestorben ist.“

Und während sie die Lichter in der Kurfürstin Gemach löschte, erklangen fern vom Rittersaal her die ersten Töne von Corellis Konzert, das der weltberühmte Meister dem Kurfürsten Johann Wilhelm schon vor Jahren gewidmet hatte.

*

Es war Jan Wellems letztes Weihnachtsfest. Wenige Monate später schlossen sich seine Augen für immer. Er starb an einem Sommermorgen des Jahres 1716 auf dem Düsseldorfer Schloß, auf dem er vor 58 Jahren das Licht der Welt erblickt und in dem er sein arbeitsreiches Leben in einer fast vierzigjährigen Regierungszeit verbracht hat. „In Wahrheit der beste Fürst, der die Liebe und Verehrung Aller und ihre Tränen mit Recht verdiente und nun die größte Trauer hinterlassen hat.“ So heißt es in der Grabschrift auf seinem Sarkophag in der Hofkirche St. Andreas zu Düsseldorf.



Die Geburt Christi (bemalte Holzplastik, 15. Jahrhundert)
Das Original besitzen die Städtischen Kunstsammlungen Düsseldorf.



Winter im Hofgarten zu Düsseldorf.

Kaiserswerther Herbst

In Kaiserswerth ist alles Erinnerung.

Eine geheimnisvolle Stimmung ist immerfort über das alte Städtchen und seine schöne Landschaft gebreitet; eine Stimmung, die aus mehr als tausendjähriger ruhmvoller deutscher Reichsgeschichte ihre Wesensmerkmale empfängt und dauernd erneuert. Einst einsam ragend in der Weite der Landschaft, Sitz einer mächtigen Kaiserpfalz, starke Festung am Schicksalsstrom, ganz auf sich gestellt — heute nördlicher Eckpfeiler der großen, lebensvollen Stadt, deren Keimzelle noch unbekannt dahinträumte, als in Kaiserswerth des Reiches Schicksalswürfel rollten.

Wie haben sich Schicksal und Bestimmung geändert! Aber ist es auch still geworden in den alten Gassen, sind Mauern und Türme dahingesunken und die Wälle grasüberwuchert, lindenbestanden und von Gärten umhegt — aus den Schleiern der Herbstnebel klingt es oft noch wie aufreizender Trommelwirbel, wie Hörnerklang und Kommandoruf und Geschrei stürmender Krieger. Es will nicht schlummern in stiller Erde, was im Wechsel der Zeiten immer wieder geschah: Sturm und Verteidigung, Sieg und Niederlage, heldenhaftes Leben und heldenhaftes Sterben. Ein ganzes großes Kriegsheer wandelt in der Geisterstunde um die hingsunkenen Werke: Männer des Niederrheins, des Bergischen Landes, aus der Eifel, aus Köln und Westfalen, Preußen aus Brandenburg, Holländer, Franzosen. Irgendwie ließ das Schicksal ihres Lebens Schiffelein einmal hier in der heißen Brandung des Krieges zerschellen.

Und all das Land ringsumher! Friedvoll liegt es gebreitet, wenn man es von des neuen Turmes Plattform aus betrachtet, eine parkartige Landschaft. Aber groß in ihrem Charakter, ganz beherrscht von dem machtvollen Strom, dessen Gebiet sie ist bis an der östlichen Berge Fuß und bis weit im Westen, wo die Ferne verblaut ohne Grenzen. Noch zeichnet das alte Werth, die heilige Insel der Barbarossapfalz, sich ab durch ihren gewaltigen Baumwuchs, dessen Riesen einsam und entrückt an alten Ufern stehen. Verborgen liegt das Werthhaus unter ihnen, der alte Bauernhof der Insel. Abseits und doch oft erfüllt von eigenartigem Leben ist der alte Fährhof, wo

seit unvordenklichen Jahren die Fährleute hausten bis auf den heutigen Tag. Der Schloßpark von Kalkum birgt sein Schloß wie einst die Burg des als Straßenräuber gefürchteten Ritters von Kalkum, der selbst der stolzen Stadt Köln Fehde ansagen konnte. Dunkel und träumerisch wächst im Süden der Park von Lohausen aus dem Dunst. Dazwischen die alten Höfe mit seltsamen Namen. Oder ist es nicht seltsam, daß einer von ihnen der Leuchtenberg, ein anderer An der Luft sich nennt? Oder wieder ein anderer der Spielberg?

Freilich steht er an der Luft, der alte Hof, der unter hohen Pappeln sich duckt, am Saum des Baches, der dem Gau den Namen einst gab. Er trägt das Monogramm Karl Theodors, des Kurfürsten und Landesherrn, wie auch der alte Werthhof es trägt. Aber kein Mensch kann sich den Namen erklären.

Unter mir liegt die alte Stadt, vor meinem Blick die Weite der alten Insel, das Werth. Schön sind die Herbsttage. Lasse das Auge sie einfangen und sich daran ergötzen. Denn es ist Krieg, und die wenigen stillen Stunden gehören der Heimat und ihrem Zauber, der deutschen Heimat mit allen ihren Reizen und Schönheiten, um die ein Heldenkampf durchkämpft wird, wie nie zuvor.

Es ist Herbst über Kaiserswerth, Herbst in der Natur und auch in der kleinen alten Stadt. Herbst mit allen seinen Schönheiten, mit dem unvergleichlichen Gold in der Luft und an den Bäumen und Sträuchern, mit Nebel oft und oft mit Regen und Wolken, die wie nasse Fetzen am Himmel hängen. Alles ist schön, alles ist Heimat.

* * *

Heute ist ein Sonntag wie Samt und Seide. Von blauem Himmel über uns kann keine Rede sein. Ganz hoch in der Wölbung vielleicht ist die Kuppel von durchsichtiger Bläue; wo sie auf den Horizonten aufsitzt, ist ein stumpfes Gelbgrau. So verschwimmt die Farbe der Luft ineinander, unfaßbar, ein so zarter und doch so überaus starker Übergang der Töne, wie kein Pinsel ihn malen könnte, er läge denn in der Hand Caspar David Friedrichs oder Oswald Achenbachs.

Die mächtigen Pappeln flüstern unermüdlich. Wo der leichte Wind in sie hineinflaßt, ist das Blätterspiel wie das Gespiel kleinster, feinsten Kinderfingerchen. Hier und dort sind schon gelbe Blätter verstreut im satten Grün. Aber die hohe Linde am Rande der Obstwiese hat schon viel kräftige gelbe Flecke auf ihrem Kleid, das im ganzen für den Herbst und das große bevorstehende Sterben auf Gold abgestimmt ist.

Zeitweise ist ein Starengeflatter über den Baumwipfeln. Die schwarzen lustigen Gesellen kommen von den Rheinwiesen, wo die Kühe weiden und einige Schafe. Wenn die Sonnenstrahlen die fliegenden Stare treffen, sind sie wie gelbe Blätter der Pappeln.

Da steht ein Riese über niedrigen Dächern. Kahl, mit schwarzen Fensterhöhlen; ohne Haupt und Glieder ragt der alte Windmühlenturm in die blasse Luft. Schwer wuchtet er auf der alten Halbbastion St. Maximilianus. Seine Backsteinmauern tragen noch den gelblich grünen Putzüberwurf, der die Struktur der Steinwände kaum, manchmal gar nicht überdeckt.

Hühner gackern auf der Wiese unter den Obstbäumen, Gänse trompeten zuweilen auf aus einem unverständlichen Drange, der sie dann zusammenlaufen und die Häse einander nähern läßt. Manchmal hört man das Grunzen der Schweine im langen Stall der Ökonomie oder eine Kuh brüllt auf den Wiesen am Strom, der in der Farbskala des Himmels daliegt wie ein See.

Das ist die große Stille über diesem Grüneiland, die am Morgen da ist wie am Mittag und am Abend. Die Stille der Luft, der Farben und der Stimmen. Die Weite der Landschaft saugt alle Stimmen auf, daß sie erscheinen wie ein Bild im Spiegel.

Ein Star schwätzt irgendwo auf einem verborgenen Ast, wo noch ein Sonnenstrahl eben ihn trifft. Manchmal zieht er die Töne genießerisch lang, er schnalzt mit der Zunge, er rollt die Flügel — man sieht ihn nicht, aber er ist da.

Die Sonne wandert schnell, ein Herbsttag ist nicht lang. Was eben noch im Schatten lag, liegt jetzt in gleißendem Gold. Herbst ist überhaupt Goldgespinst. Selbst die Luft ist golddurchwirkt in Blau und Grau. Es ist die schönste, die wundersamste Luft des Jahres.

Ein tiefes Brummen plötzlich hinter mir auf der Terrasse, es umschwebt mich unheimlich, drohend, herrschsüchtig und gewalttätig. Dann schwebt es vorbei, hebt sich zum offenen

Fenster empor — eine prächtige Hornisse, Schreck der Kinderjahre, heute noch gerne, doch auch sicherer Entfernung bewundert.

Wochen schon dauert dieses herrliche Wetter an. Es ließ die Ernte sicher in die Scheuern bringen, jetzt reift es den Wein und die späten Äpfel, Birnen und Pfirsiche. Die frühen Morgen sind voll Nebel, der alle Farben, alle Töne verschlingt. Lau ist die Luft am Mittag, heiß noch strahlt dann die Sonne, doch im Schatten ist es kühl.

In blaugrauen Rheinbogen liegen die großen Schiffe vor dem Werthhaus am Abend still am Ufer. Ihre weißen Mastspitzen stechen ins blaue Grün der mächtigen Baumgruppen von Wittlaer und Bockum.

In den alten kanadischen Pappeln wird es lebendiger. Immer neue Scharen von Staren schwirren ein, und schon erfüllt ihr Geschwätz und scharfes Gezirpe die alten majestätischen Kronen. Es rauschen und flüstern die Blätter — es fallen die Blätter. Ein letzter gelber Schmetterling schwebt vorüber, selbst nur ein dürres Blatt im großen, unerbittlichen Geschehen; die Kühle der Nacht wird ihn töten.

Das Starengeschwätz wird stärker. Es ist ein eifriges Zwitschern darin, und immer wieder die langgezogenen Töne, hoch beginnend, in einem sanften Bogen des Bescheidens endigend, wie in schmerzlichem Bedauern.

In kleinen Gruppen fliegen die Stare wieder ab. Irgendwohin zu irgendeinem unbestimmbaren Zweck. Manchmal erhebt sich ein einzelner steil in die Luft, als wollte er den Himmel stürmen in golddurchwirkter Seligkeit; dann hält er plötzlich an und kehrt eilends in den Baum der Gemeinschaft zurück. Ist ihm etwas eingefallen, was er den andern erzählen muß!

Andere machen es ihm nach, immer wieder, ein seltsames Gebaren. Jetzt erheben sich Scharen in die Luft. Selig fliegen, flattern und schweben sie in der goldenen Bläue, ein Geschwader ohne Waffen, ohne Ziel — plötzlich sind sie verschwunden.

Die drei großen Pappeln sind die geheimnisvolle Burg der Stare, unablässig umschwirrt und erfüllt von ihren harmlosen Stimmen. Sind es hundert, sind es tausende, die darin wohnen? Niemand kann es ergründen.

Ihr Fliegen ist stümperhaft — ein Flattern, ein Gleiten dann, ein Anhalten plötzlich, und Abschweben. Fast hilflos sieht es aus. Aber es sind listige Gesellen. Sie halten zusammen, keiner will allein sein, es sei denn zu inbrün-

stigem Gesang. Selbst im Schwarm fliegend, halten einzelne an und schauen ängstlich sich um, ob auch die andern folgen. Sie gleichen kleinen schwarzen Dachdeckerhämmern mit ihren spitzen Flügeln.

Und Kaiserswerth ist nun einmal ihre Heimat.

* * *

Großartig hat der Herbst das Landschaftsbild verändert. Zwar regnet es in langen und heftig wehenden Schleiern — aber das ist grade schön so. Wenn der Himmel so weißlich grau verhängt ist, ohne daß man eine Spur der Wolkenbildung erkennen kann, dann ist stundenlang das Bild unverändert. Nur sind die Regenschleier verschieden dicht, und so tritt das Bild der noch festgefügtten Baummassen in verschiedenen Nuancen heraus.

Ein heller Wiesenstreifen leuchtet aus dem Baumgewirr, das sich zackig in seinen Kronen verteilt. Darüber aber wuchten, in Wasserdampf getaucht, die mächtigen Pappelgruppen auf dem Werth. Herrlich sind die Pappeln, die in machtvollen Gruppen den Horizont abschließen, fabelhafte Silhouetten bildend, von dunklen Stämmen und Ästen getragen, von Lichtflecken durchschimmert.

Die Stare sind verschwunden, dafür flattern Elstern und Häher durch das Gezweig, die letzten Früchte erntend.

Zwei schöne Lücken lassen die hohen Baumgruppen frei. Die eine zeigt die weiten Wiesen, so lichtgrün und in der Ferne von kobaldblauen Baummassen abgeschlossen. Die andere zeigt den Rheinbogen, der wie ein See hinter den Wiesen liegt. Kopfweiden stehen darauf, und langsam gehen die schwarzweißen Kühe dahin.

In die kühlen Farben des Morgens ragen die einfachen Giebel des alten Spielberger Hofes. Des Hofes Gebäude sind eine gedrängte Masse, niedrig, mit langen Stallungen und Scheunen. Alles duckt sich hier nieder in der flachen Landschaft, ist von Hecken umgeben und Obstbäumen, zwischen denen nur vereinzelt, aber in herrlicher Gestalt, hoch die Rüstern und Pappeln ragen.

Die Giebel haben es an sich. Sie schauen kühn und verwegen drein, kühlen Blicks. Sie tragen hoch oben etwas Absonderliches — einen kleinen Walm, den man so bezeichnend den Krüppelwalm nennt. Er macht ihre schöne Eigenart aus.

Sie haben ein durchaus gotisches Gepräge, obschon das Rokoko sie formte — so lange

wirken in der abgeschlossenen, kraftvollen Landschaft alte Formen nach. Sie schauen wie Adler über das Land oder wie gepanzerte Ritter, schützend und spähend. Ja, spähend! Alles Alte hier hat etwas Spä hendes an sich, wie das Auge des heimischen fränkischen Mannes.

Der Krüppelwalm verleiht den Bauten auch einen Stich ins Romantische und gibt ihnen eine leichte Eleganz. Dabei sieht er so ungeheuer zweckmäßig aus. Er gibt dem Dach erst die Form des Aufgestülptseins, des Zusammenhalts von Dach und Giebeln. Das Ganze wird durch ihn erst wirklich konstruktiv: Hausmauern und Dach werden eins.

Am alten Kittelbach liegt der Hof „An der Luft“, dessen Name gar nichts mit „Luft“ zu tun hat, sondern mit „Lucht“, was soviel heißt wie Lauern, Ausschau halten. Man sagt nicht umsonst „luchsen“ oder „luren“, welche Bedeutung wir in der Lureley wiederfinden.

Auch hier der schöne niederrheinische Backsteingiebel. Er ist die Verkörperung der Zweckmäßigkeit, so einfach und bestimmt und daher von vitaler Schönheit. Tritt noch der Krüppelwalm hinzu, so wird er eine imponierende Persönlichkeit.

Jetzt, wo die meisten Bäume schon blattlos dastehen, sehe ich den alten Werthhof fast klar vor mir liegen. Breit gelagert ist sein Wohnhaus, weiß schimmern seine Mauern unter dem samtenen Braunrot des schönen Wohndaches. Schwer wuchten seitlich am Rhein auf der Uferböschung die alten Ulmen; wie ein Gestrüpp bis auf den Boden dicht verwachsen, ein undurchdringliches Hindernis für den Westwind, selbst im kalten Winter.

Über dem Werthhof steht die blaue Turmpyramide der alten Wittlaer Kirche, und hell schimmern die roten Dächer der Bauernhöfe aus den Bäumen des alten Rheinufer.

Wie blau liegt die schön begrenzte Fläche des Rheinbogens da! Es leuchten hell die schlanken Maste der dort liegenden Schiffe, es leuchten ihre weißen Bordbänder über den schwarzen Rümpfen. Schleppzüge keuchen vorbei, glänzend und gleißend in der Sonne. Der Rauch ihrer Schloten zieht niedrig in schwarzen Wolken über das schimmernde Land.

Die Insel ist ein Bild des Friedens. Aber sie hat harte Kämpfe gesehen, die härtesten im Sommer 1702, als Kaiserswerth zum letztenmal in einer tausendjährigen Kampfgeschichte

belagert wurde. Kein Geringerer als der junge Prinz von Anhalt, der später so ruhmvoll „der alte Dessauer“ genannt wurde, nahm damals die Insel und griff von ihr aus die Nordflanke der Festung Kaiserswerth an. Aber er mußte seine Laufgräben gar bald wieder räumen, da sie im Flankenfeuer des französischen Generals Tallard lagen, der am anderen Rheinufer, unschlüssig zwar, doch oft helfend für die französische Besatzung der Festung sein Wesen trieb.

Muß das ein Leben gewesen sein damals in und um Kaiserswerth, wimmelnd von Kriegsvolk die Stadt, wimmelnd auch davon das Land ringsum vom Rhein im Norden bis wiederum zum Rhein im Süden am Leuchtenberger Hof. Franzosen und Kölner Truppen des Erzbischofs in der Stadt, draußen die Preußen und Holländer und die Kurpfälzer mit den Bergischen. Sogar ein Bataillon Engländer war dabei. Der Kreuzberg im Osten der Stadt und dahinter das kleine Kalkum mit seinem Schloß im dunklen Park waren das Zentrum der Belagerungsarmee.

Es war ein mörderischer Kampf, sieben Wochen lang, aber ritterlich wie nur je in den Kriegen des Rokoko, die so heldenhaft, so kavalierrmäßig, so ausgeklügelt wie eine mathematische Aufgabe durchgefochten wurden.

Armes altes Städtchen, was hast du damals erleiden müssen! Kein Stein von dir blieb auf dem anderen, du warst ein einziger Trümmerhaufen. Als der Fall erledigt, die Festung bezwungen war, weilten noch ganze sieben deiner Bürger in dir, fünf Häuser nur blieben fast unbeschädigt.

Man merkt es dem Städtchen noch heute an, was ihm damals geschah. Macht es nicht einen verschüchterten Eindruck, so, als säße ihm noch immer das Entsetzen im Nacken, als sei ihm das Vermögen zu lauter und kräftiger Sprache geraubt? Bescheiden, ja arm sind die Häuslein, die die damals nach und nach zurückkehrenden Bürger sich wieder erbauten — hingedrückt in die scheu wieder hergestellten Straßenfluchten, als wären sie jederzeit auf dem Sprunge, wieder davonzueilen. Wie rührend sind die Formen der Giebel, ihre zag-

haften Schwünge und bescheidenen Voluten, die ängstliche Anlehnung der Häuser eines an das andere. Schmal und engbrüstig, ohne Schmuck — und doch zeitgeboren, haftend am Gewesenen, an überkommenen, nicht vergessenen Formen und Gewohnheiten. Ihre einfachen Haustüren erzählen von Schreibern, die an der Zahl der Aufträge verzweifelten und auch am Zahlungsvermögen der armen Auftraggeber. Klein und eng sind die Fenster, denn teuer waren Glas und Holz, und schnell mußte und vielen geholfen werden.

Bis die Jahre wieder behäbiger geworden waren, bis der Fleiß der Handwerker und Kaufleute, der Wirte und Bauern wieder das Geld im Kasten zum Klimpern brachte, vergingen Jahrzehnte. Und auch diese Jahre fanden dann ihren Ausdruck in neuen Bauten, schöneren und größeren als bisher, mit blinkenden großen Scheiben in den Fenstern, mit schönen Haustüren, an denen der Messingklopfer saß, auch ein Löwenkopf, eine Rosette zuweilen. Der Werkstein fand wieder Verwendung an Fenster- und Türgewänden, wenn auch einzelne noch, so am alten Markt, aus Holz gearbeitet, ja geschnitzt wurden.

Wieder wechselte, wie vor dem Fall so oft, die Herrschaft über die Stadt. Jan Wellem, der Düsseldorfer Kurfürst, mußte sie, seinen Siegespreis, dem verhaßten Kölner wieder abtreten; später kam sie dann doch an Berg, an Karl Theodor, dessen Namenszug so manches Haus trägt, wie der Werthhof und der Hof an der Luft.

Des Städtchens Luft ist durchglüht vom Ruhm des großen, unvergleichlichen Barbarossa, seines Gründers. Alles Land umher atmet deutsche Geschichte großer Zeiten. Hier in der großartigen Weite des niederrheinischen Raumes ist echter deutscher Boden wie nur irgendwo. Flach ist das Land, das der Rhein gewaltig zwischen Wiesen und Weiden durchzieht. Aber ein unendlich reicher Himmel spannt sich darüber, eine Atmosphäre von bestrickender Mannigfaltigkeit der Töne umfängt sie. Nie liegt Schwermut über diesem Land, es trägt immer den Stempel der Kraft und eines gesicherten Reichtums.

Herbstliches Kaiserswerth, wie schön bist du!